Landsleuten zu nützen, besonders in einem tatsächlich so ernsten Augenblick, so daß er in den Interessen der Brüder in Makedonien und Adrianopel das eigenste Interesse sehen werde, ohne indessen die vitalen Interessen Bulgariens aufs Spiel zu setzen, denn, setze er hinzu, für jede bulgarische Regierung müssen die Interessen und die Sicherheit Bulgariens den Vortritt haben vor der Sympathie und den Pflichten gegenüber den Brüdern in der Türkei.

Unseren Bedenken, daß die Regierung des Fürsten Ferdinand schließlich doch zu der Ueberzeugung kommen werde, daß sie geschoben wird, während sie zu schieben glaubt, haben wir schon wiederholt Ausdruck gegeben. Es kommt alles darauf an, ob die Pforte sich entschließt, und zwar ohne Besinnen, sofort entschließt, das perfide, echt türkische Doppelspiel aufzugeben, mittels dessen sie bemüht ist, den Balkan durch Reformen zu pazifizieren, und zugleich die bulgarische Nationalität in Makedonien auszurotten.

Deutsches Reich.

* **Leipzig**, 30. September. Ueber die Hülfskasse für Deutsche Rechtsanwälte wird noch als Nachtrag zu den Berichten über die am 11. September 1903 zu Straßburg i. Els. abgehaltene neunzehnte Generalversammlung der Hülfskasse bekannt gegeben. Das Geschäftsjahr 1902/1903 schließt ab mit einer Mitgliederzahl von 4742 gegen 4548 im Vorjahre. Der Kapitalgrundstock hat sich von 868 030,13 ℳ im Vorjahre auf 927 755,91 ℳ erhöht. Für Unterstützungen ist ausgeschieden der Betrag von 98 110,25 ℳ, hiervon war am 1. Juli 1903 schon über 84 044 ℳ durch Ueberweisungen verfügt.

* **Berlin**, 29. September. (Nachklänge zum hannoverschen Delegiertentage.) Wenn man sich erinnert, wie eifrig und erfolgreich die sozialdemokratische Parteileitung sich bemüht hat, die sozialistische Parteipresse in die Lage zu versetzen, so schleunig und so eingehend wie möglich über den Dresdener Parteitag zu berichten, so berührt geradezu peinlich die Gleichgültigkeit, mit der die Leiter der preußischen Nationalliberalen über die Frage der Berichterstattung über den hannoverschen Delegiertentag hinweggegangen sind. Heute macht sogar die „Natlib. Korr.", die spät und ziemlich dürftig über diesen Delegiertentag berichtet hat, folgendes naive Eingeständnis:

„Von den hochgehenden Wogen der Begeisterung, welche gleich die ersten Worte unseres verehrten Seniors Dr. Hammacher an und über die nationalliberale Jugend am Sonntag abend bei der Festtafel hervorriefen, waren alle Anwesenden derartig fortgerissen, daß sich sogar keine einzige berufsmäßige Feder ihrer Pflicht erinnerte, sondern den Worten des Nestors folgte, ohne sie zu Papier zu bringen. Heute empfinden wir diese Lücke doppelt schmerzlich, hoffen aber, aus der Erinnerung doch noch manches aus Hammachers Ansprache zurückrufen zu können."

Parteiseitig war also nicht das Geringste geschehen, was eine schleunige und eingehende Berichterstattung hätte verbürgen können. Dieses Versäumnis wird auch nicht gut gemacht dadurch, daß das Parteiorgan heute die folgende Ansprache des Privatdozenten an der Hannoverschen Technischen Hochschule Albert v. Hanstein über den Idealismus mitteilt:

„„Wes das Herz voll ist, davon geht der Mund über". Muß mir als akademischem Hochschullehrer das Herz nicht höher und höher schlagen, wenn ich am heutigen Vormittage in solchen unübertrefflichen Meisterwerken der Redekunst so herrliche Worte für die Freiheit der Wissenschaft und die Unbeugbarkeit der Wahrheit mit anhörte?! Unsere Partei hat damit wieder einmal gezeigt, daß sie in Wahrheit die Partei des Idealismus ist. Es wird aber über keinen Begriff so viel Törichtes geredet, als über den Idealismus. Da meint mancher einer: Idealist sei derjenige, der das Alte um jeden Preis hochhalte, weil es durch die Zeit geheiligt sei; Mancher denkt, ein Idealist müsse unfähig für das irdische Dasein, müsse weltflüchtig sein oder mit seinem Geiste immer nur in höheren Gegenden schweben. In Wahrheit aber kann ein Idealist tapfer seinen Beruf ausüben, gleichviel, ob mit dem Schwerte oder mit der Feder, ob er das Werkzeug führt, Maschinen klappern läßt oder Handel treibt — nur mit Einem darf er niemals Handel treiben: mit den Idealen selbst! Und so hat die nationalliberale Partei niemals Handel getrieben mit ihren beiden großen Idealen: mit dem Vaterlande und mit der Wahrheit. Wenn eine Forderung für die Sicherheit oder die Ehre des Vaterlandes zu erfüllen war, so hat die nationalliberale Partei sie stets bewilligt, ohne dabei zu fragen: was erhalten wir dafür zum Entgelt? Und ebenso unantastbar wie das irdische Vaterland war ihr die geistige Heimat des Menschen: die Wahrheit. Wenn die Feinde unserer Partei ihr nachsagten, daß sie einzuschlafen im Begriff sei, so brauchte nur irgend eine Vorlage für ein Schulgesetz oder ähnliches den Zwang der Gewissen heraufzubeschwören oder die Freiheit des Denkens zu bedrohen, so rief die nationalliberale Partei ihre Mitglieder auf die Zinnen zur Abwehr solcher Knechtung des freien Menschengeistes. Und dieser in doppelter Hinsicht idealistische Standpunkt sichert den Nationalliberalen die immer nachwachsende Teilnahme gerade der Jugend. Wie unser großer Nationaldichter Schiller noch heute, fast ein Jahrhundert nach seinem Tode, die Jugend immer neuer Geschlechter zu dem erzieht, zu dem er einst sein deutsches Volk erzogen, zum Anschluß an das Vaterland, das teure, und zum „Posa"-Kampfe für die Gedankenfreiheit, so leuchten diese beiden Ideale auch aus dem nationalen Liberalismus hervor. Und das ist es gerade, was uns immer von neuen junge Mitstreiter zuführt! Darum schießen jetzt die vielen nationalen Jugendvereine allerorten hervor! Darum ist in den weitesten Kreisen der akademischen Jugend keine Partei so reich an Anhängern wie die unsere! Und darin liegt es begründet, daß unser nationaler Liberalismus trotz aller gegenteiligen Behauptungen seiner Feinde den Wechsel der Zeiten siegreich überdauert hat und überdauern wird! Immer wieder wird diese jugendfrische Partei sich verjüngen, so lange sie ihren Idealen treu bleibt. Darum lassen Sie mich meinen Tatsatz in die Worte zusammenfassen: „Es lebe der Idealismus in der Politik!"

Wann endlich wird man denn von den Gegnern lernen, nicht nur schöne Reden zu halten, sondern auch für ihre rechtzeitige und möglichst weite Verbreitung zu sorgen?

* **Berlin**, 29 September. (Der Schutz der Arbeitswilligen.) Die „Köln. Ztg." schreibt: „In der Besprechung des nunmehr völlig zu Ungunsten der Arbeitnehmer beendeten Ausstandes der Berliner Omnibuskutscher ist unseres Wissens bisher ein Moment nicht genügend ins Auge gefaßt worden, das unserer Meinung nach greller als irgend eine andere Tatsache unsere Zustände, den Schutz der Arbeitswilligen betreffend, beleuchtet. Der Omnibus-Gesellschaft war es gelungen, sofort nach Ausbruch des Ausstandes eine so große Zahl Arbeitswilliger zu finden, daß der Betrieb leidlich aufrecht erhalten werden konnte. Da kam eine Verfügung des Berliner Polizeipräsidiums, nach der vorläufig abends nach 6 Uhr ein Betrieb nicht mehr stattfinden könne, da befürchtet werden müsse, daß sich die aus den Fabriken heimkehrenden Arbeitermassen gegen die Arbeitswilligen wenden würden. Wenn eine solche Verfügung am ersten Tage noch zur Not zu verstehen gewesen wäre, so ist es doch völlig unbegreiflich, daß mehr als 24 Stunden nach Ausbruch des Ausstandes das Berliner Polizeipräsidium nicht in der Lage war, genügende Vorkehrungen zum Schutze der Arbeitswilligen unter allen Umständen zu treffen. Das Gegenteil stellt ohne Zweifel eine völlige Kapitulation vor dem hauptstädtischen Mob vor, denn anständigen Arbeitern kann man doch Angriffe auf Arbeitswillige nicht zutrauen. Dies Nachgeben legt die Frage nahe, ob nicht die Berliner Omnibus-Gesellschaft eine wirksame Entschädigungsklage gegen das Berliner Polizeipräsidium anstrengen könnte. Behördlicherseits müssen unserer Ansicht nach in Berlin sowohl als in der Provinz Maßnahmen getroffen werden, die geeignet erscheinen, bei Ausständen den möglichen Angriffen des Pöbels auf arbeitswillige Leute unter allen Umständen zu begegnen." Inzwischen werden weitere Vorgänge bekannt, die zu den ernstesten Bedenken nötigen. Es wird berichtet: An der Ecke der Potsdamer und der Bülowstraße wurden an einigen Wagen die Scheiben eingeworfen, ebenso an der Ecke der Chaussee- und der Bieseustraße. Hier ging es am lärmendsten zu. Die Wagen, die ankamen, wurden mit Gejohle und Geschimpfe empfangen und ebenso gab man ihnen das Geleit, wenn sie wieder abfuhren. Es sammelten sich wohl an tausend Personen, die die Schutzmannschaft fortwährend in Bewegung zu halten suchte. Eine zeitlang blieb es bei Worten. Die waren allerdings mitunter sehr kräftig. Als die Schutzmänner verschiedene Lärmmacher nach der Wache brachten, trieben die anderen es noch ärger. Sie warfen schließlich die Scheiben der Wagenfenster ein und versuchten, die Pferde zu verscheuchen. Einem Kutscher wurde die Leine durchschnitten, so daß er nichts mehr anfangen konnte. Schutzmänner mußten im weiteren Verlauf die Wagen schon von der Wöhlerstraße nach der Haltestelle geleiten, andere kehrten schon vorzeitig wieder um. Die ansteigenden Fahrgäste wurden auf das gröbste belästigt, so daß die Sicherheitsbeamten sie beschützen mußten. Einsteigende riß man aus den Wagen wieder heraus. — Am Moritzplatz kam es ebenfalls zu Zusammenstößen. — Uebrigens ist das Telegramm über die Bereitwilligkeit des Oberbürgermeisters Kirschner zur Vermittelung dahin zu ergänzen, daß diese nur für den Fall der Zustimmung der Gesellschaft erklärt wurde. Die Gesellschaft hat aber Verhandlungen definitiv abgelehnt und hält den Ausstand für erledigt.

* **Berlin**, 29. September. Der Wahlaufruf der Zentrumspartei, auf den Reklamenotizen bereits sorgfältig vorbereitet hatten, ist heute erschienen. Er ist sehr lang, aber auch sehr langweilig. Er befleißigt sich in seinem ersten Teile des Bauern-, Handwerker- und Kleinbeamtenfanges, um dann in seinem zweiten und Hauptabschnitte die bekannte konfessionelle Programmmusik zu blasen. Natürlich kein Schulunterhaltungsgesetz ohne Auslieferung der Schule an die Kirche! Denn was soll es wohl anders heißen, wenn da gesagt wird:

Wenn wir daher bereit sind, die Schulunterhaltungspflicht im Rahmen eines Einzelgesetzes zu regeln, so müssen wir doch erwarten, daß die anderen mit dieser Frage in untrennbarem Zusammenhang stehenden Fragen gleichzeitig geregelt werden, daß insbesondere der konfessionelle Charakter unserer christlichen Volksschule in Preußen gesetzlich festgelegt wird.

Bemerkenswert ist, daß diesmal doch eine kleine Warnung an die Adresse „unserer Mitbürger polnischer Zunge" miteinfließt, alle „sogenannten großpolnischen Bestrebungen, welche auf Loslösung preußischer Landesteile aus dem Staatsverbande gerichtet sind, zurückzuweisen". Das war doch früher nicht! Als Muster einer durchsichtigen, wahrhaft klassischen Prosa sei der Passus herausgehoben, der von der Kanalvorlage handelt. Er lautet:

Anlangend die wasserwirtschaftliche Vorlage, so sind wir unter Würdigung der durch dieselbe erstrebten Erleichterungen des Massenverkehrs und Entlastung der Eisenbahnen bemüht gewesen, einerseits die vielfach davon befürchteten Nachteile für wichtige Interessengruppen und große Landesteile, insbesondere für das oberschlesische Industriegebiet, nach Möglichkeit auszugleichen, anderseits aber die davon erhofften Vorteile auf weitere Gebiete und Flußläufe auszudehnen, haben hierbei aber stets die mit den Verkehrsverhältnissen so eng verknüpfte finanzielle Lage unseres Staatswesens im Auge behalten.

Das hat wohl ein „Mitbürger polnischer Zunge" geschrieben?

— In der nächsten oder übernächsten Woche wird der Bundesrat seine durch die Sommervertagung unterbrochenen Sitzungen wieder aufnehmen und zunächst in üblicher Weise die Neuwahl seiner Ausschüsse vornehmen. Außer dem Rest der Ausführungsbestimmungen zum Reichsseuchengesetz, von dem mitgeteilt wurde, er sei dem Bundesrat zugegangen, wird sich derselbe in der nächsten Zeit u. a. auch mit dem ihm noch vorliegenden Entwurf wegen der kaufmännischen Arbeitsgerichte zu befassen haben.

— Die Einberufung des Reichstags soll, wie es heißt, diesmal am Dienstag, 1. Dezember, erfolgen.

— Die Zentrumspresse konstatiert jetzt ausdrücklich noch, daß die „elende Vizepräsidentenfrage" auf dem Dresdener Parteitage ihre endgültige Erledigung gefunden habe. Die sozialdemokratische Fraktion habe so wenig wie irgend eine andere an und für sich einen „Anspruch" auf einen Präsidentenposten; über ihre Besetzung entscheide einzig und allein die Mehrheit. Diese Mehrheit aber lasse sich selbstverständlich keine Vorschriften machen. So kommt denn die „Köln. Volksztg." zu folgendem Ergebnis:

„Auf parlamentarischem Gebiet läßt sich etwas Unhaltbareres als die Dresdener Resolution gar nicht denken. Sie ist ja auch nur zu Agitationszwecken verfaßt und gefaßt worden. Bisher pflegten die Sozialdemokraten unter der Hand anzufragen, ob man von einem sozialdemokratischen Schriftführer — welcher bisher allein in Frage stand — auch die Erfüllung der Repräsentationspflichten verlangen werde. Wenn das, wie selbstverständlich, bejaht wurde, verzichteten sie darauf, einen Kandidaten für einen der Schriftführerposten zu präsentieren. Von jetzt an werden sie, gemäß den Beschlüssen des Dresdener Parteitages, ihren „Anspruch" auf einen Vizepräsidenten erheben und dabei zugleich bekunden, daß es diesem Vizepräsidenten gar nicht einfallen werde, die Obliegenheiten eines Vizepräsidenten zu erfüllen. Wenn dann der Reichstag diesen Vizepräsidenten nicht wählt, so werden sie rufen: Da seht ihr, wie im Reichstage die Interessen der deutschen Arbeiter mit Füßen getreten werden! Es ist eine Komödie, wie eine solche nur je ernsten Männern und einer Körperschaft wie dem Deutschen Reichstage geboten wurde. Im Reichstage selbst wird darüber je nachdem noch ein weiteres gesagt werden."

— Aus dem Vorsitzenden der Reichsschulkommission Dr. Kelch war kürzlich ein solcher der Reichsschuldenkommission gemacht. Man hatte ihn in dieser Eigenschaft nach Bonn reisen lassen, wo angeblich eine Sitzung der Reichsschuldenkommission stattfand. Es handelte sich um eine der von Zeit zu Zeit stattfindenden Sitzungen der Reichsschuldkommission. Diese hat Sorge dafür zu tragen, daß den Anforderungen der Militärverwaltung an den Grad der Ausbildung der zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst sich Meldenden im ganzen Reichsgebiet einigermaßen gleichmäßig Genüge geleistet wird.

— Die Kommission für die Revision der Strafprozeßordnung ist gestern im Reichsjustizamte wieder zusammengetreten. Ihre Arbeiten haben in diesem Sommer, zunächst durch die Reichstagswahlen und dann durch die Gerichtsferien, ungewöhnlich lange Unterbrechungen erfahren, sodaß der Stand der Beratungen, wie die „Köln. Ztg." hört, zur Zeit nicht so weit gediehen ist, wie im vorigen Winter wohl angenommen werden durfte. Die Kommission befindet sich noch in der ersten Lesung der ihr vorgelegten programmatischen Fragen. Das wäre nicht so schlimm, da die zweite und endgültige Lesung allem Vermuten nach rasch verlaufen dürfte. Ernster ist es, daß sie bisher kaum ein Drittel des Programms durchgearbeitet hat und daß die wichtigsten Fragen, insbesondere die Gestaltung der Voruntersuchung, die Zusammensetzung der Strafkammern, die Berufung gegen Strafkammerurteile und die Revision gegen Berufsurteile noch der Entscheidung harren. In diesen Fragen liegt der Schwerpunkt der Reform. Die Beratungen darüber werden sicher noch längere Zeit beanspruchen. Inzwischen darf erwartet werden, daß die Regierung nichts unterlassen wird, um im gleichen Schritte mit den Arbeiten der Kommission zu deren Beschlüssen Stellung zu nehmen, damit später auf Seite der Regierung keine Zeit mit Ueberlegungen verloren geht, die ebenso gut schon früher hätten angestellt werden können.

— Wie das „Berl. Tagebl." wissen will, sind die Grundzüge der neuen Militärvorlage und des neuen Militäretats schon bestimmt. Eine Erhöhung der Friedenspräsenzstärke sei vorgesehen, die aber auf das Notwendige beschränkt sei. Die Vermehrung würde voraussichtlich 10 000 Mann nicht übersteigen. Eine Verstärkung einzelner Grenzregimenter in Ostpreußen und Lothringen um dritte Bataillone sei vorgesehen. Bei der Kavallerie soll höchstwahrscheinlich keine, bei der Artillerie nur eine unwesentliche Personalvermehrung zu erwarten sein. Aehnliche Angaben wurden noch vor kurzer Zeit als Kombinationen bezeichnet; die vorliegenden werden vermutlich das Wesentliche treffen.

— Der hannoversche Abgeordnete Wallbrecht hat einmal im Landtage angedeutet, der Mittellandkanal würde vom Privatkapitale erbaut worden sein, falls die Regierung diesem Plane nicht entgegengetreten sei. Jetzt hat er sich auf dem nationalliberalen Delegiertentage in Hannover näher über die Angelegenheit ausgelassen:

Als im Jahre 1899 der Kanal abgelehnt wurde, traten die Kanalinteressenten zusammen und sagten sich, wir müssen einfach den Kanal selbst bauen, wenn die Regierung die Konzession erteilt. Wir kamen nach Aufstellung einer Rentabilitätsberechnung zu dem Resultate, daß der Kanal aus Privatmitteln zu bauen ist. Es ist mir damals gelungen, von den Interessenten 100 Millionen aufzubringen, die übrigen 200 war der verstorbene Herr v. Siemens zu übernehmen bereit. Der Plan wurde den Ministern und dem Fürsten Hohenlohe vorgelegt. Herr v. Thielen stand der Sache kühl gegenüber, Miquel war heute dafür, morgen dagegen, und nur Reichskanzler Fürst Hohenlohe war ein entschiedener Freund des Projekts. Wir wollten die Konzession nur für den Fall, daß der Kanal wieder abgelehnt würde. Die Verhandlungen wurden aber durch Thielen in die Länge gezogen; er sagte, er habe die Sache einer Kommission zur Prüfung überwiesen. Nachdem ich fünfmal in sechs Monaten bei ihm war, erhielt ich die Nachricht, die Regierung wolle die Konzession nicht erteilen. Inzwischen war auch Hohenlohe aus dem Amte geschieden, und der jetzige Reichskanzler brachte der Angelegenheit anscheinend kein Interesse entgegen; ich habe wenigstens von ihm nicht einmal eine Antwort bekommen. Nachher habe ich auch erfahren, daß die von Herrn v. Thielen eingesetzte Kommission niemals zusammengetreten ist.

Herr v. Thielen hatte also auch keine Lust, sich mit dem „Laufekanal vor den Bauch stoßen" zu lassen. Und doch war er es, der das stolze, zuversichtliche Wort prägte: „Gebaut wird er doch!"

— Der gesetzgeberische Plan einer Neuregelung der preußischen Schulunterhaltungspflicht, der in dem nationalliberalen Wahlaufruf erwähnt wird — und um einen solchen allein handelt es sich, nicht um den Plan eines vollständigen Schulgesetzes, wie fälschlich behauptet wird — befindet sich in der Vorbereitung, aber diese ist dem Abschlusse noch durchaus nicht nahe. Zur Zeit schweben erst kommissarische Verhandlungen zwischen den verschiedenen beteiligten Ministerien über die Grundzüge eines solchen gesetzgeberischen Planes.

— Den Hülfsbeamten und Arbeitern der preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft, die vor ihrer Militärzeit schon im Eisenbahndienste beschäftigt waren und nach diesem sofort wieder in denselben eingetreten sind, wird jetzt nur die Zeit vor dem Militärdienste für das Lohndienstalter angerechnet, nicht aber die Militärdienstzeit selbst. Der preußische Minister der öffentlichen Arbeiten beabsichtigt nun, dem Vernehmen nach, auch die Militärdienstzeit selbst bei der Festsetzung des Lohndienstalters zu berücksichtigen. Ehe aber ein endgültiger Beschluß gefaßt wird, sind noch die durch diese in Aussicht genommenen Maßnahmen entstehenden Mehrausgaben für den gesamten Bereich der preußisch-hessischen Staatsbahnen festzustellen.

— Im „Vorwärts" veröffentlicht der Parteivorstand als Zentralwahlcomité einen Aufruf an die „Genossen", die Vorbereitung für die preußischen Landtagswahlen zu betreiben. Es heißt da:

Wir fordern nunmehr die Genossen in Preußen auf, unverzüglich da, wo es noch nicht geschehen ist, Wahlcomités einzusetzen,

---

In der Schatulle, im oberen Fach, links . . . . hörst du." Morgens erwähnte sie aber nie etwas davon. Einmal fragte Thyra die Tante, ob sie nicht an Fritz schreiben sollte, aber Ingeborg verneinte heftig. „Wozu? Er kann mir nichts nützen. Wenn ich sterbe, sage ihm, daß ich ihm längst nicht mehr böse war. Ich sehe ein, daß alles so kommen mußte, und daß es gut war. Ich wünsche ihm alles Gute. Ihm und seiner Braut."

Am Morgen nach einer besonders schlimmen Nacht — die Kranke war vor Mattigkeit und Erschöpfung fest eingeschlafen — mußte Thyra, um einen Geldbetrag herauszunehmen, an die Schatulle gehen. Dabei fiel ihr ein dünnes Heft in die Hände mit der Aufschrift: „Aufzeichnungen aus meinem Leben."

Thyra nahm das Buch und blätterte darin. Das Tagebuch — denn ein solches schien es zu sein — interessierte die Schriftstellerin in ihr, und da es völlig ausgeschlossen schien, daß Ingeborg jemals in ihrem einfachen Alltagslebensgang ein Geheimnis ihrem Tagebuch anzuvertrauen gehabt hätte, hielt sie es für keine Indiskretion, darin zu lesen.

Aus meinem Leben.

Weshalb ich dies hier niederschreibe? Ich weiß es nicht. Meiner Kinder wegen. Doch will ich zu Gott hoffen, daß sie es nie lesen. Denn wenn meine Befürchtungen nicht eintreffen, dann müssen diese Aufzeichnungen vernichtet werden, bevor ich sterbe. Dazu wird Gott mir Zeit und Kraft verleihen.

Ich war schon ein altes Mädchen, als ich Jens Christiensens Braut wurde. Vielleicht eben deswegen hing mein einsames Herz so fest an ihm, daß ich wohl meinte, eher müsse die Welt auseinanderfallen, ehe ich ihn lassen könne. Aber man erträgt viel, wenn man stark ist, und auch ich habe es überwunden. Nicht ohne Kampf, als ich zuerst die Wahrnehmung machte, daß Jens' Augen öfters als nötig die kleine Helga suchten, als ich merkte, daß auch sie ihm zuneigte, da erhob sich ein grimmer Zwiespalt in mir.

„Schicke sie fort", sagte die böse Stimme in mir. „Aus Barmherzigkeit hast Ihr sie aufgenommen. Willst Du zusehen, wie sie Dir Dein Glück stiehlt? Bring sie weg, in eine andere Stadt, in eine Stelle. Aus den Augen, aus dem Sinn, und wenn Jens sie nicht mehr sieht, wird er nur Dich lieben und sie bald vergessen."

So sprach der böse Geist, aber mein guter Engel redete eine andere Sprache. „Sie ist ein Waisenkind und Du könntest beinahe ihre Mutter sein. Geh, sieh, ob Du es fertig bringst, sie hinauszustoßen, weil ihr unschuldiges Herz sich in unbewußter Neigung dem Mann, den Du liebst, erschloß. Jens ist jünger als Du, Helge aber paßt zu ihm. Versuche sie zu trennen. Lege das Weltmeer zwischen sie, und dann sieh' zu, ob Du sie wirklich auseinandergebracht hast!"

Ich muß gestehen, daß ich damals lieber dem Bösen als dem Engel zuhörte, aber Gott, der Herr, stand mir in dem Ringen zur Seite. Nach einer Nacht voll Gethsemanekämpfe war ich fertig mit mir, und am nächsten Morgen legte ich selbst die Hände der Beiden ineinander. Sie wollten das große Geschenk erst nicht von mir annehmen, aber ich sagte ihnen, daß ich mir die Sache überlegt habe, und in einer Ehe kein Heil für mich ersehe, und da waren sie zufrieden und voll überströmender Dankbarkeit für mich.

Ganz leicht wurde es mir anfangs nicht, das Glück der beiden anzusehen, und dabei zu lächeln und gelassen zu bleiben. Die Brust war mir oft so eng und das Herz so voll, daß ich mich in meine Kammer einschließen mußte, um mich auszuweinen, allein, nach und nach lernte ich mich finden, und allmählich wurde es kirchenstill und totenfriedlich in meiner Seele. Ganz später wurde ich sogar wieder fröhlich und konnte mich an dem Glück der beiden freuen, besonders, als der Junge erst da war und prächtig heranwuchs.

Fritz ging schon im zweiten Jahr zur Schule, als Doktor von Rönniger mit seinem kleinen Töchterchen neben uns einzog. Ich traf den blassen, stillen Mann manchmal oben an der Bleiche, wo er sein Kind spazieren führte, und wechselte ein paar Worte mit ihm. Später setzte er sich auch oft nachmittags ein bißchen zu mir auf die Bank unter der Linde, um zu plaudern. Sehr oft gesellte sich auch Helge mit ihrer Näharbeit zu uns. Rönnigers mutterloses Kind, ein herziges, kleines Mädchen von vier Jahren, erweckte ihre mütterliche Teilnahme, sie nahm es oft auf den Schoß, herzte und küßte es, und das Kind hing bald auch mit inniger Liebe an der sanften, jungen Frau. So saßen wir manchen Frühlings- und Sommernachmittag zu Dreien unter der Linde, während die beiden Kinder, Fritz und Thyra, im Hof und Garten spielten.

Jens Christiensen kam nie zu uns; er hatte eine merkwürdige und auf jeden Fall ganz unberechtigte Aversion gegen den Doktor, der ich jedoch wenig Gewicht beilegte. Als ich aber eines Nachmittags zufällig nach dem Fenster blickte, hinter dem Jens arbeitete, sah ich, daß er das Gesicht dicht an die Scheiben gedrückt hatte, um uns zu beobachten; seine grünlich fahle Farbe, ein häßlicher, verzerrter Ausdruck seiner Züge und das boshaft gehässige Funkeln seiner Augen erschreckten und entsetzten mich. Was bedeutete das? Unter irgend einem Vorwande erhob ich mich und ging ins Haus. „Was fällt dir ein, Jens", sagte ich, als ich ihm gegenüberstand, „was fehlt dir?"

Er schüttelte die Faust gegen das harmlos plaudernde Paar unter der Linde. „Der Kerl soll mir ins Gehege kommen. Kalt mach' ich ihn . . . . kalt."

Da merkte ich erst, daß Jens Christiensen eifersüchtig auf den Doktor war, und das schien mir im ersten Moment beinahe komisch, so daß ich lachen mußte. Meine Heiterkeit verging aber vor seinem rachsüchtigen, finsteren Blick.

„Du bist verrückt, Jens", sagte ich, „den armen Mann da draußen hat das Schicksal so mürbe gemacht, daß ihm schon die Lust am Leben nahezu vergangen sein mag. Eher denkst du selber an frivole Liebesabenteuer, als der."

Er lachte heiser. „Eine hübsche, junge Schusterfrau, das ist noch immer zum Mitnehmen, für einen so lackierten Affen . . . ."

Ich muß sehr böse ausgesehen haben, denn er brach mit einemmal ab und nahm wieder Hammer und Leisten zur Hand. Mir fehlten die Worte zu einer passenden Entgegnung und deshalb wandte ich ihm verächtlich den Rücken und ging hinaus. Obgleich ich mir Mühe gab, die Sache von der leichten Seite zu nehmen, krallte sich mir doch eine unbestimmte Angst am Herzen fest. Wiederholt nahm ich mir vor, Helga zu warnen, aber wenn ich in ihr kindlich reines Gesicht und in ihre fröhlichen Augen blickte, stockte mir das Wort auf den Lippen und ich gewann es nicht über mich, ihre harmlose Unbefangenheit durch eine Anspielung dieser Art zu vergiften.

Sie wurde auch ohne meine Warnung früh genug gewahr, was die Glocke geschlagen hatte. Schon bald bemerkte ich an ihrem scheuen, gedrückten Wesen, daß Jens auch ihr gegenüber seinem törichten Argwohn Worte geliehen hatte. Wenn Rönniger bei mir war, kam sie nie mehr zum Vorschein, auch sonst mied sie ihn sichtlich aus. Ich glaube nicht einmal, daß Rönniger von ihrem veränderten Wesen Notiz nahm. Eines abends gegen elf — ich lag schon eine Stunde wach im Bette — glaubte ich laute Stimmen zu vernehmen, gleich darauf einen erstickten Aufschrei. Ich horchte atemlos, und als sich der Schrei wiederholte, sprang ich auf, warf rasch einige Kleidungsstücke über und eilte hinaus. In der Hofwohnung bei Christiensens war noch Licht; gleich darauf unterschied ich die schreiende, wütende Stimme des Mannes und Helgas Schluchzen.

Mit ein paar Schritten war ich hinüber und riß die Tür auf. Auf der Schwelle blieb ich, wie angewurzelt und erstarrt von dem Anblick, der sich mir bot, sekundenlang stehen.

Helga, nur mit Rock und Jacke bekleidet, war hinter den schweren, eichenen Eßtisch geflüchtet. Jens Christiensen suchte fluchend und tobend mit einem Hammer auf sie einzudringen. In langen Strähnen hing das blonde, aufgelöste Haar um das schneeweiße, tränennasse Gesicht des jungen Weibes.

Ich packte den Rasenden am Arm und schüttelte ihn so heftig, daß er den Hammer fallen ließ. „Jens!" rief ich, „Mensch! Feigling! Schämst du dich nicht?! Pfui . . . dein Weib schlagen . . . Bist du ein Trunkenbold oder was, daß du dich an deiner Frau vergreifst . . . . Pfui! Pfui! Willst du sie morden?"

In seinen tiefliegenden Augen lag in diesem Moment ein grausamer, fast blutgieriger Ausdruck. Dabei zitterte er am ganzen Leibe, ich merkte jedoch, daß er sich zu beherrschen suchte. Er hatte mich nie geliebt, aber in der Stunde wurde es mir klar, daß er mich respektierte und — daß er sich vor mir schämte. Langsam, wie erschöpft, ließ er sich auf einen Stuhl nieder.

„Was ist hier vorgefallen? Bist du denn rein des Teufels, Mensch?" schrie ich. „Was ist in dich gefahren? Steh mir Rede oder — — du hast Weib und Kind heute den letzten Tag unterm Dache gehabt."

„Ich habe sie vorhin auf der Bleiche betroffen", rieb es sich knirschend zwischen seinen fest zusammengepreßten Zähnen hervor.

„Wen? Wer? Wieso? Sprich du, Helga! Komm hervor, er tut dir nichts."

Sie näherte sich zögernd; unaufhaltsam stürzten ihr die blanken Tränen aus den Augen. Alsdann erfuhr ich das Weitere. Sie hatte vorhin, als sie noch ein paar Wäschestücke von der Bleiche holen wollte, oben am Wege Doktor Rönniger getroffen und war von ihm angeredet worden. Natürlich hatte sie nicht ohne weiteres fortlaufen können, und war so, ohne ihr eigenes Dazutun, von ihm in ein längeres Gespräch verwickelt worden.

(Fortsetzung folgt.)